

# Einleitung

In den 24 Aufsätzen dieses Bandes werden Vorläufer des völkischen Denkens identifiziert, der nationalsozialistische Volkstums- und Rassenbegriff untersucht und Wege angedeutet, wie nach 1945 das vergiftete Sprechen und Denken der völkischen und nationalsozialistischen Ideologie überwunden werden sollte.

Im Zentrum stehen die Beiträge über das Völkische und den Nationalsozialismus. Die entscheidende Frage lautet, wie das völkische Sprechen und Denken in die gesamte rechte Bewegung einschließlich der nationalsozialistischen Eingang fanden und auf welche Traditionen man sich berufen konnte.

Was ist beziehungsweise was war für die Nationalsozialisten „völkisch“? Eine Definition enthält die Paraphrase diverser Zeitungsartikel und Vorträge, die ein SS-Schulungsleiter nach der „Machtergreifung“ wiedergab. Er führte aus,

„[...] dass die Rassenfrage der Schlüssel zur Weltgeschichte ist, dass Volkstum in erster Linie rassistisch bedingt ist und dass Kultur wiederum Folge und Ausdruck der Eigenschaften eines bestimmten Volkstums ist.“

Die drei Ideologeme, die der SS-Schulungsleiter anführte – Rassenfrage als Schlüssel, Volkstum rassistisch bedingt, Kultur als Ausdruck rassistisch definierten Volkstums – hatten im 19. Jahrhundert ihre Vorläufer.

Es erscheint notwendig, in diese Einleitung einige Gedanken über ideologische „Vorläufer“ aufzunehmen, da mit dem Argument der Vorläuferschaft auf dem Feld der Ideologiegeschichte häufig operiert wird und es bei Verwendung dieses Begriffs nicht selten an Reflexion mangelt. Die Frage ist, wann von direkter Vorläuferschaft gesprochen werden kann und wann wir mit diesem Argument vorsichtig umgehen sollten. So ist der Schüttauslagencharakter der NS-Ideologie zu bedenken, die sich nicht allein der völkischen und antisemitischen Literatur bediente. In seinen „Spaziergängen mit Carl Schmitt“ gibt Nicolaus Sombart dessen Äußerung wieder, dass der Golem der Sage nach einen Zettel unter der Zunge trug, Hitler aber den Zettelkasten des 19. Jahrhunderts. Vielfach stoßen wir auf verwischte Überlieferungskonturen, seltener auf lupenreine Kausalitäten. Ferner: Ein rassistischer Ideologe konnte die Texte, auf welche er sich bezog, nur bruchstückhaft zur Kenntnis genommen, wohl auch auf der Suche nach einer „passenden“ Formulierung, oder er konnte die Texte nicht verstanden haben. Zitate konnten dergestalt aus dem Zusammenhang gerissen werden, dass es der Fälschung nahekommt. Dies zeigt in diesem Band Uta Jungcurt in ihrem Beitrag „Konstrukte völkischer Ethik und Erkenntnistheorie“ an einem entstellten Fichte-Zitat des nationalsozialistischen Rassehygienikers und völkisch angehauchten Philosophen

Fritz Lenz, ferner spricht sie von der „Indienstnahme“ des Kant'schen Autonomiebegriffes. Ein weiterer Aspekt verfehlter Rezeption und behaupteter Vorläuferschaft wäre zu nennen: Thomas Mann spricht in seinen einschlägigen Schriften und Reden von „Verhunzungen“ als Aufnahmeform und Vorläuferbehauptung. Dies betraf etwa den Begriff „Volk“.

Eine weitere Abtönung des Verständnisses von Vorläuferschaft ist in den Diskussionen im Berliner Antisemitismusstreit finden. Der Streit von 1879 bis 1881 wurde durch einen Aufsatz Heinrich von Treitschkes (1834–1896) ausgelöst, der in dem Diktum gipfelte: „Die Juden sind unser Unglück.“ In einer Kritik schrieb Theodor Mommsen (1817–1903), Treitschke habe mit seiner Schrift vom antisemitischen Gerede den „Kappzaum der Scham“ entfernt. Wenn ein namhafter Historiker wie v. Treitschke antisemitisch agitierte, war die Sprache des Antisemitismus öffentlich sagbar geworden. Diese Sagbarkeit diffundierte in die durchaus gebildeten Kreise und von dort hinab in die Masse.

Wie erschreckend das in den frühen 1920er Jahren festzustellen war, gibt ein Brief Katia Manns an ihre Freundin Margarete Hauptmann wieder, der Gattin Gerhart Hauptmanns. Unter dem 25. Juli 1924 schilderte Katia Mann die Zustände in einem Badehotel in Bansin auf der Insel Usedom:

„Überall wehen Hakenkreuzfahnen, es gibt eine ‚völkische Tanzdiele‘, in der Hakenkreuzigaretten geboten werden, Gedichte, die von der Vernichtung der Juden handeln, sind in den Restaurants angeschlagen.“

Damit sind einige Formen von behaupteter oder tatsächlicher Vorläuferschaft genannt. Mit dem Begriff der Vorläuferschaft ist mithin reflektiert und differenziert umzugehen. Das wird von vielen Autorinnen und Autoren in diesem Band direkt oder indirekt thematisiert. Anschlussfähigkeit und Indienstnahme sind in der Regel die zuverlässigeren Begriffe.

Was nun ideologische Vorläuferschaften anbetrifft – den Terminus problembewusst gebraucht -, so behandeln sieben Beiträge in diesem Band die Frankfurter Paulskirche.

Das mag vielleicht überraschen, denn das Paulskirchenparlament wird im allgemeinen Bewusstsein, sofern darin für historische Fragen noch Raum ist, als zentraler Bestandteil der Revolution von 1848/49 gewertet und als teleologischer Ausgangspunkt, von dem aus sich die parlamentarische Demokratie der Bundesrepublik herleiten lässt. Das Paulskirchenparlament wurde im 20. Jahrhundert zum positiven deutschen Erinnerungsort.

Wir finden in einzelnen Reden der Versammlungen nicht *den*, aber doch auch *einen* Ausgangspunkt völkischen, rassistischen und imperialen Denkens. Dieser Aspekt ist bisher weitgehend unbeachtet geblieben. Aber der positiven teleolo-

gischen Wahrnehmung der „Paulskirche“ soll in diesem Band keine negative Theologie (hin zum Völkischen und damit indirekt zum Nationalsozialismus) entgegengestellt werden. Wer nach Ausgangspunkten völkischen Denkens sucht, stößt eher auf das Unglückstrio Arndt, Fichte und Kleist. Aber diese Männer, Ideologen der Freiheitskriege, standen nicht allein da und hatten zahlreiche Nachfolger gefunden. Ernst Moritz Arndt war von Mai 1848 bis Mai 1849 Mitglied des Paulskirchenparlaments, damals bereits achtzig Jahre alt.

Die Paulskirchenversammlungen können als frühes Medienereignis aufgefasst werden. Daraus folgt, dass die Rolle der Sprache und der Presse bei den zeitgenössischen Politikvermittlungen zu analysieren ist. So hebt Tina Theobald in ihrem Beitrag „Presse und Sprache im Kontext der Paulskirchenversammlung“ als eine der Voraussetzungen für die zeitgenössische Verbreitung der Ideen von 1848/49 den Take Off einer neuen Art von Presse hervor, deren massive Zunahme und schließlich die Versorgung des Lesepublikums mit Parolen und Schlagworten wie „Lohnarbeiter“ und „Klasse“, „Volk“ und „Nation“.

Christoph Wevelsiep stellt in seinem Beitrag über Staatserzählungen heraus, dass mit dem Erinnerungsort „Paulskirche“ nicht allein demokratische, sondern auch von Krieg und Gewaltsamkeit geprägte „Erzählungen“ verknüpft wurden. Weitere „Erzählungen“ werden in den Beiträgen von Ubaldo Villani-Lubelli über Volk und Nation in der Weimarer Republik untersucht sowie in den beiden Aufsätzen von Thomas Hirschmüller über die großdeutschen Erinnerungen an die Paulskirche und die 1848er Revolution in völkischen Geschichtsbildern zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus.

Imperiale Angriffsphantasien in Redebeiträgen der Paulskirche untersucht Frank Lorenz Müller in seinem Aufsatz „Die Paulskirche auf der ‚Bahn der Macht‘“. Untersucht werden die Bereiche „Imperialismus, Kolonialismus und Flottenpolitik“. Es sei falsch, so der Autor, Schlachtflossenwünsche und koloniale Gelüste allein Bismarck oder Wilhelm II. und dessen „Platz an der Sonne“-Diktum zuzuschreiben. Vielmehr habe es bereits in den liberalen und nationalen Diskursen des deutschen Vormärz „ein intensives und positives Engagement mit den Themen Imperialismus, Kolonialismus und Seemacht“ gegeben, und dieses Engagement habe in der Revolution 1848/49 einen Höhepunkt erreicht. Finster ist, was Sebastian Rosenberger in „Inklusions- und Exklusionsmechanismen in Parlamentsreden der Frankfurter Paulskirche“ herausarbeitet. Der Autor zieht die Debatten über die deutschen Bevölkerungssteile im Osten heran. Wie sollte in einem großdeutschen Reich – im Gegensatz zur „kleindeutschen“ Lösung – das Verhältnis zwischen Böhmen und Slawen, zwischen Deutschen und Tschechen geregelt werden und wie die polnische Frage? Die Bewertungen der Polen, Russen und Tschechen durch einzelne Redner in der Paulskirche wiesen deutlich rassistische und kulturrassistische Züge auf. Hier wird man uneingeschränkt von einer Vor-

läuferschaft der nationalsozialistischen Slaven- und Russenpolitik sprechen dürfen.

Die zweite Sequenz des Bandes, „Vom völkischen Aufbruch zu mörderischer Politik. Die völkischen Ursprünge nationalsozialistischer Ideologie“, umfasst zwölf Beiträge, wobei mit Netzwerk-Analysen, mit personen- und ideogegeschichtlichen Zugriffen gearbeitet wird.

In seinem Beitrag „Völkisch oder national?“ befasst sich Martin Göllnitz mit dem bisher kaum bekannten NS-Ideologen Joachim Haupt (1900–1989), der schon 1923 der NSDAP beitrat, aber 1938 wieder ausgeschlossen wurde, ebenso aus der SA. Haupts politische Auffassungen irrlichterten von sozialistischen Vorstellungen, wie sie etwa die Brüder Strasser vertraten, bis zum eliminatorischen Antisemitismus. In einem Vortrag vor Hamburger Studierenden stellte er eine Verbindung zwischen Urburschenschaft, 1848er Revolution, bündischer Jugendbewegung und Nationalsozialismus her.

Uta Jungcurt untersucht in „Konstrukte völkischer Ethik und Erkenntnistheorie“ völkische und nationalsozialistische Netzwerke um den Rassehygieniker Fritz Lenz (1887–1976) und den Philosophen Max Wundt (1879–1963). Die völkischen Netzwerke entstanden unter anderem durch die Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“, die ab 1917 in dem renommierten Verlag von Friedrich Julius Lehmann in München erschien. Bei der Netzwerk-Analyse ist der Lehrstuhl-Schacher nicht zu vergessen.

Lenz und Wundt waren Mitglieder der Deutschen Philosophischen Gesellschaft, einer Abspaltung der Kant-Gesellschaft, und versuchten unter anderem auch Kant völkisch zu vereinnahmen, ja ihn sogar als Vordenker der „Rassenhygiene“ hinzustellen. Eines der Hauptwerke der völkischen Ideologie ist Wundts „Deutsche Weltanschauung. Grundzüge völkischen Denkens“, 1926 ebenfalls im Verlag Lehmanns erschienen. Die Grundzüge dieses Hauptwerkes werden von der Autorin nachgezeichnet. Es sei hier angemerkt, dass bereits der österreichische Germanist Wilhelm Scherer (1841–1886) eine nationale Ethik plante – so Gustav Roethe in seiner Berliner Rektoratsrede von 1923.

Der einflussreichste „rechte“ Schriftsteller der jüngeren Generation war Ernst Jünger, geboren 1895. Sebastian Rosenberger befasst sich mit dem Begriff des Blutes in Ernst Jüngers politischer Publizistik von Mitte der 1920er Jahre bis zur „Machtergreifung“. Den Blut- sowie den Rassenbegriff der völkischen und nationalsozialistischen Bewegung lehnte Jünger ab, so erfahren wir, aber den von ihm vertretenen Nationalismus definierte Jünger als „Wille zur Bildung blutmäßiger Gemeinschaften“ und etwas verschwimmt oder – wie Gottfried Benn es ausdrückte – „grundsuppig“ wird Blut als Brennstoff bezeichnet, den „die metaphysische Flamme des Schicksals verbrennt“.

Blut und Rasse wurden dagegen in der nationalsozialistischen Szene amalgamiert. Ähnlich wie Martin Göllnitz am Beispiel Ernst Jüngers der Ideengeschichte des „Blutes“ nachgeht, zeichnet Sebastian Balling die Geschichte des Topos vom „jüdischen Bolschewismus“ vom Ende der Ersten bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs nach. Erste, eher diffuse Anfänge, Goebbels, der im Bolschewismus anfänglich sogar eine russische Befreiungsbewegung sah, bis der Topos vom „jüdischen Bolschewismus“, nicht zuletzt durch Münchner Einflüsse, zu einer scharfen Waffe wurde, die im Überfall auf die Sowjetunion, in den Aktivitäten der „Einsatzgruppen“, schließlich in den Vernichtungslagern auf das Brutalste zum Einsatz kam. Auch hier muss von direkter Vorläuferschaft die Rede sein.

Das ist bei dem „Handbuch des Volkstums im Auslande“ in diesem Sinne nicht der Fall, wie Christine Absmeier in ihrem Beitrag hervorhebt. Das Handbuch wurde erstmals 1904 vom „Allgemeinen Deutschen Schulverein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande“ herausgegeben, dem späteren „Verein für das Deutschtum im Auslande“ (VDA). Auf dem Wege einer Analyse dieses Handbuchs gibt die Autorin Einblicke in die geistige Welt des VDA.

Es frappiert, was die Autorin über geschichtswissenschaftliche Arbeiten zum VDA schreibt. Der VDA wurde als grundsätzlich unpolitische Anstalt betrachtet. Sie hebt dagegen das nationalistische, völkische und kolonialistische Gedankengut des VDA hervor. Von dort aus führten Wege zur noch radikaleren völkischen Bewegung. Im Handbuch sowie im VDA wiederholen sich antislawische Motive, wie wir sie bereits oben in Sebastian Rosenbergers Beitrag „Inklusions- und Exklusionsmechanismen in Parlamentsreden der Frankfurter Paulskirche“ kennengelernt haben. Der Begriff „Rasse“ spielt im Handbuch nur eine untergeordnete Rolle. Differenzkriterium ist ähnlich wie bei Ernst Moritz Arndt die Sprache.

Die Sprachforschung einschließlich der Entdeckung von deutschen „Sprachinseln“ sollte durch die Geographie erweitert und präzisiert werden. Diesen Weg untersucht Petra Svatek in ihrem Beitrag „Völkische Geographie als Kernstück der geographischen Forschung – Kontinuitäten und Wandlungen in Wien und Berlin 1900–1945“.

In der „Geographischen Zeitschrift“ fordert Emil Meyen 1935, dass völkische Geographie Kernstück der geographischen Forschung sein sollte – diese entscheidende Parole enthält auch der Titel des Beitrages. Es werden erstmals völkische Ausrichtungen der Geographischen Institute der Universitäten Berlin (Friedrich-Wilhelms-Universität, heute Humboldt-Universität) und Wien untersucht. Ziel der Ausrichtungen war die Erfassung deutscher Volksgruppen in Europa, verbunden mit der Abwehr von Gebietsansprüchen. Insbesondere nach Ende des Ersten Weltkriegs und der Durchsetzung der Pariser Vorortverträge verstärkten sich die Anstrengungen der völkischen Geographen. Nach 1933 in Deutschland und in Österreich nach dem „Anschluss“ 1938 mutierte die völkische Ausrichtung zur natio-

nalsozialistischen und wurde Zulieferer für die Expansions- und Vernichtungspolitik des „Dritten Reichs“.

Der Geographie zur Seite trat die statistische Erfassung, die Philipp Kröger in „Ideologie und Technik. Zur Vorgeschichte der statistischen Erfassung von Volk, Nation und ‚Rasse‘ im Nationalsozialismus“ untersucht.

Die Entwicklung der völkischen Statistik durchlief drei Phasen: Die eng an den „Nationaldiskurs“ angebundene Nationalitätenstatistik im 19. Jahrhundert, in der Zwischenkriegszeit von 1919 bis 1939 die „ethnopolitische Erfassung“ und allmählich die Aufnahme der Kategorie „Rasse“ in diese Statistiken.

In den Beiträgen von Petra Svaték und Philipp Kröger wird auf die Unschärfe des nationalsozialistischen Rasse-Begriffs und auf die Schwierigkeiten hingewiesen, „Rasse“ zu mathematisieren bzw. zu vernaturwissenschaftlichen. Der unscharfe und während der NS-Zeit, auch während des Krieges, changierende Rassebegriff ermöglichte Systemzugeständnisse an die vermeintlich Minderwertigen. Dieser Aspekt wird in Mirjam Schnorrs Beitrag hervorgehoben: „Vom ‚unappetitlichen[n] Problem‘, dass ‚Millionen Ausländer auf die deutschen Frauen und Mädchen los[gehen]‘ – ‚Fremdvölkische‘ und Fragen der Prostitution im Nationalsozialismus“. Ende 1940 wurden in Deutschland erste Bordelle für so genannte „fremdvölkische“ Arbeiter eingerichtet. Mirjam Schnorrs Beitrag lässt jedenfalls die Deutung zu, dass hier ein Systemzugeständnis an die „Niederrassen“ zu erkennen ist. Die NS-Ideologen sprachen den „Niederrassen“ das Recht auf Existenz ab, sahen sich aber aus ökonomischen Gründen – Erhaltung und Erhöhung der Arbeitskraft durch partielle Zufriedenstellung – zu dem Zugeständnis genötigt, ihnen massenhaft Prostituierte zur Verfügung zu stellen.

Bernd Robioneck analysiert in „Völkischer Wirtschaftsnationalismus von der Weimarer Republik zum Zweiten Weltkrieg“ die „Versuche zur Herstellung exklusiver Wirtschaftsbeziehungen zu den Auslandsdeutschen“. Es galt, enge exklusive wirtschaftliche Beziehungen zwischen Auslandsdeutschen und deutschem „Mutterland“ herzustellen. Allerdings sieht der Autor im Konzept vom völkischen Wirtschaftsraum ohne kriegerische Eroberung bloßes „Wunschdenken“.

Die völkische und völkisch-nationalsozialistische Ideologie drang in alle Poren des „Volkskörpers“ und bemächtigte sich auch des Sports.

Gero Kopp untersucht in „Völkische Ideologien unter dem Deckmantel politischer Neutralität – Der Westdeutsche Spielverband vor 1933“ den Fußballsport. Dieser Westdeutsche Spielverband (WSV) war mit 260.000 Mitgliedern der zeitweilig größte Regionalverband des DFB. Durch die Versailler Bestimmungen war ab 1919 die Armee als Erziehungsfaktor der männlichen Jugend fortgefallen. Wehrertüchtigung bildete daher im WSV einen „zentralen Gegenstand des Fußballsports“. In der Satzung aus den 1920er Jahren war politische und religiöse Neutralität zwar festgelegt, aber das bedeutete keine Abgrenzung zur völkischen

Bewegung. WSV-Werte waren machistische Ideale wie Kameradschaft und Stärke sowie natürlich die Heimatliebe. Die völkische Orientierung führte zum faktischen Numerus Clausus für jüdische Sportler. Damit war der WSV vor 1933 ein „Wegbereiter der späteren nationalsozialistischen Politik“. Der Nationalsozialismus hatte nach der „Machtergreifung“ keine Mühe, sich den WSV einzuhauen. Die völkische Geschichte des WSV wird an einschlägigen Verlautbarungen der Sportfunktionäre untersucht. Ebenso wie Christine Absmeier in ihrem VDA-Aufsatz stellt auch Gero Kopp für den WSV die verdrängende und verfälschende historische Selbstdeutung des Verbandes nach dem Zweiten Weltkrieg heraus.

Nicht Funktionäre, sondern die „kleinen Leute“ der völkischen Bewegung sind das Thema in Lena Heerdmanns „Heimatkunde als Mittel der völkischen Erziehung? Die Rolle heimatforschender VolksschullehrerInnen in der Verbreitung und Festigung völkischer Ideologien“. Der Untersuchungszeitraum reicht vom späten 19. Jahrhundert bis in die NS-Zeit. Durch die Arbeiten an einer völkischen Heimatkunde waren Volksschullehrer und Volksschullehrerinnen Materiallieferanten für die völkische Idee. Im Vorwort seiner „Deutschen Volkskunde“ von 1898 würdigte Elard Hugo Meyer die „zahlreichen eifrigen Volksschullehrer“. Bereits 1925 wurde es als Aufgabe der eifrigen Volksschullehrer angesehen, zur „Pflege bodenständiger Kultur und gesunden deutschen Volkstums“ beizutragen. Um diese Anstrengungen an einem konkreten Beispiel zu illustrieren, zieht die Autorin die Biographie des Volksschullehrers Wilhelm Sieben aus Viersen heran, geboren 1878. Wilhelm Sieben war ein eifriger Sammler volks- und heimatkundlichen Materials und seit den 1910er Jahren als Vielschreiber heimatschriftstellerisch aktiv. Zynisch formuliert hatte sich Siebens Arbeit gelohnt, wenn auch in einem kleinen Bereich: 1936 wurde er Leiter der Arbeitsgemeinschaft für Heimatkunde und Volkstum des NS-Lehrerbundes, Kreisgruppe Viersen.

Völkische Heimatverbundenheit war das nationalpädagogische Ziel sowohl im Fußballsport wie in der Volksschullehrerschaft, wie Gero Kopp und Lena Heerdmann zeigen. Die völkische Bewegung war ohne Rest anti-modernistisch. Das galt selbstverständlich auch für die Kunst. Den Kampf gegen die moderne Kunst untersucht Sven Brajer in „Die Deutsche Kunstgesellschaft – eine völkische Vereinigung im Kampf gegen den ‚Terror des Kunstsbochismus‘ der Weimarer Republik“ am Beispiel Dresdens.

Bereits 1879 war dort der nationalistische, völkische und antisemitische „Dresdner Reformverein“ gegründet worden, der sich mit Kunst und Kultur beschäftigte. Die Gründung erfolgte bezeichnenderweise im ersten Jahr des Antisemitismusstreits und wenige Monate vor dem Propagandabeginn für die „Antisemitenpetition“. 1920 gründete die Dresdner Kunsthistorikerin und Malerin Bettina Feistel-Rohmeder die „Deutsche Kunstgesellschaft“, wo ebenfalls Antisemitismus und völkische Kunst- und Weltbetrachtung zusammenflossen. Entscheidend für

die Gründung waren die Werke eines Richard Guhr (1873–1956) – übrigens Lehrer von Otto Dix. Guhr lehrte an der Dresdner Staatlichen Kunstgewerbeschule. Er war, wie der Autor schreibt, „ein wunderlicher Professor“, der auch der völkischen Esoterik nahestand. Als pathetischer Wagnerianer sah er in dessen Werk einen Schlüssel zur „arischen Regeneration“. Guhrs Wagnerkult führte zu Hitler. Unter anderem verfasste Guhr ein antisemitisches Hetzpamphlet unter dem Titel „Der Judenstil oder der Expressionismus“. Als in der Kunstgesellschaft eine heftige Kontroverse darüber entbrannte, ob Werke von Max Liebermann ausgestellt werden sollten, entstand um den 1924 als „Kunstbolschewist“ entlassenen Direktor des Dresdner Stadtmuseums Paul Ferdinand Schmidt eine Gegenbewegung. Schmidt ließ Werke des Expressionismus ankaufen: Kirchner, Dix, Kokoschka. Nun beschreibt Sven Brajer den Kampf zweier Kunstreihen.

Im Herbst 1933 wurde in Dresden die Ausstellung „Entartete Kunst“ gezeigt. Sie war der Ausgangspunkt für die gleichnamige Ausstellung 1937 in München. Auf Richard Guhr und Bettina Feistel-Rohmeyer gingen diese Tendenzen zurück. Sie waren Wegbereiter, aber beide, so der Autor, hätten sich in den vom Nationalsozialismus gesteckten Rahmen kaum oder gar nicht einordnen können oder wollen.

Die dritte Sequenz des Bandes, „Wie bekommt man das Völkische aus den Köpfen?“ Reeducation und Reorientation im besetzten Deutschland 1945 bis 1955, umfasst sechs Beiträge.

Ein Problem der Entnazifizierung als Teil der Reeducation bestand darin, zu verhindern, dass überzeugte ehemalige Nationalsozialisten und Nicht-Nationalsozialisten oder gar Widerstandskämpfer einander wie in einem Bürgerkrieg offen bekämpften oder sich ehemalige Nationalsozialisten untereinander verbanden wie etwa der Naumann-Kreis Anfang der 1950er Jahre.

Einen eher behutsamen Entnazifizierungsvorgehen schildert Sebastian Rojek in seinem Beitrag „Die vom ‚NS-Bazillus‘-Infizierten unter Quarantäne stellen? – Metaphorologische Einsichten in die Ziele der Entnazifizierung in Württemberg-Baden“. Wie aus dem Titel hervorgeht, befasst sich der Autor zugleich mit Sprachtheorie und Sprachgeschichte. Der „Befreiungsminister“ von Württemberg-Baden, Gottlob Kamm, war bestrebt, die „Ehemaligen“ vom NS-„Bazillus“ zu befreien. Er bediente sich also der medizinischen Metaphorik, die – so der Autor – auch von den Nationalsozialisten verwendet wurde. Wer von Bazillen befallen ist, ist krank. Die Rede von der Infektion entlastete die Ehemaligen, sehen wir von verbrecherischen Aktivitäten ab, indem sie die direkte Schuld herabminderte: Wer sich angesteckt hatte, konnte in der Regel nichts dafür. Die Entnazifizierung, so der Autor, sollte vor erneuter Ansteckung schützen. In einer zweiten Reduktion-Stufe sollten die Geheilten zur Demokratie nach britischem und amerikanischen Vorbild geführt werden.

Sibylle Mohrmann befasst sich in „Der Mensch lebt nicht von Brot allein. Sowjetische Umerziehung durch Kultur in der Berliner Nachkriegspresse 1945/1946“ mit den Anfängen der Entnazifizierungspraxis im sowjetisch besetzten Teil Berlins.

Die Konzeption der Umerziehung wurde im September 1944 in Moskau entwickelt. Dort, im Hotel Lux, hielt Johannes R. Becher auf einer KPD-Sitzung vor deutschen Exilanten einen Vortrag über die ideologische Umerziehung des deutschen Volkes. Erstaunlich erscheint Bechers These, dass „die besten Kräfte der Deutschen (...) mit dem besten Gewissen einer schlechten Sache gedient“ hätten. Nun musste die Umerziehung erfolgen. Hierbei sollten Literatur, Film, Presse, Radio und Theater eine besondere Rolle spielen. Im Bereich der Literatur wurden die humanistische deutsche und die antifaschistische Literatur des Auslands ins Auge gefasst, ferner Übersetzungen der Sowjetliteratur. Nach dem Sieg über Nazi-Deutschland gestattete die Sowjetische Militäradministration (SMAD) die Neugründung antifaschistischer Parteien und Zeitungen. Die Zeitungen werden in dem Beitrag aufgelistet. Die Autorin beschreibt einen paradigmatischen Konflikt im Theaterbereich. Im Hebbel-Theater wurde Brechts „Dreigroschenoper“ aufgeführt. Das berühmte Zitat „Erst kommt das Fressen, dann kommt die Moral“ lief den Umerziehungsbemühungen entgegen, denn hierfür wurde die umgekehrte Rangfolge angestrebt.

In Rosemarie Lazarus' „Die deutsche Presse in der ersten Re-education-Phase“ wird die Pressepolitik der Amerikaner als Stufenfolge des Re-Education-Projekts beschrieben: rigide Phase, kontrollierte Lizenzpresse, indirekte Lenkung. Diese Pressepolitik wird mit jener der Sowjetischen Besatzungszone verglichen. Hier ist anzumerken, dass die Kulturpolitik unter der SMAD, wie Sibylle Mohrmann sie darstellt, im Zuge des Kalten Krieges schnell ihre fast liberal zu nennenden Züge verlor.

In „Reeducation‘, ‘Reorientation‘ und die amerikanische Restitutions- und Kunstpolitik der Nachkriegszeit“ betrachtet Johannes Gramlich die Kunstpolitik unter dem Gesichtspunkt der Umerziehung. Bei den geraubten oder zu erzwungenen Schleuderpreisen erworbenen Kunstwerken hatten die Amerikaner zunächst Rückgaben oder Entschädigungen der ehemaligen Besitzer im Blick. Die zweite Stufe war eine Kombination aus moralischer und materieller Wiedergutmachung. So erläuterte ein bayerischer Beamter im Jahre 1950: Nicht nur direkte Enteignungen der Kunstbesitzer durch den NS-Staat sollten rückgängig gemacht werden. Auch Kulturgüter, die ins Deutsche Reich gelangt waren, mussten repatriiert werden.

Johannes Gramlich sieht in dieser amerikanischen Restitutionspolitik eine Hervorhebung der Kollektivschuld, indem den Deutschen vorgehalten wurde, sie hätten zu den Profiteuren der Verfolgungspolitik der Nazis gezählt. In der ameri-

kanischen Restitutionspolitik sieht der Autor einen „Stachel im verbreiteten Unschuldsbewusstsein“.

Sebastian Liebold blickt in seinem personengeschichtlichen Beitrag „Freiheit und geistige Überlieferung. Arnold Bergstraessers Impulse zur Demokratie-Bildung“ auf die 1950er Jahre. Bergstraesser (1896–1964) war Staats- und Politikwissenschaftler, Kultursoziologe und Nationalökonom und seit 1932 in Heidelberg Professor für Staatswissenschaft und Auslandskunde. Der Alfred-Weber-Schüler veröffentlichte 1933 die national-autoritären, aber nicht völkischen Schriften „Nation und Wirtschaft“ sowie „Staat und Erziehung“. 1935 wurde Bergstraesser die Lehrbefugnis entzogen, 1936 wurde er entlassen, 1937 ging er ins kalifornische Exil, aus dem er 1954 zurückkehrte und nach Freiburg berufen wurde. Anhand von Veröffentlichungen Bergstraessers vor 1933, im Jahre 1933, vor dem Krieg, im Exil und nach seiner Rückkehr 1954 wird ein Entwicklungsprozess Bergstraessers nachgezeichnet, der, unter anderem mit Bezug auf Goethe und Hofmannsthal, zu einem Humanismus durch Bildung und Berufung auf die abendländische Vergangenheit führte. Große Aktivitäten entfaltete Bergstraesser nach außen, sozusagen in die außeruniversitäre große Öffentlichkeit hinein und war hier „auf dem Grenzgebiet zwischen Wissenschaft und Bildung“ tätig. Er wurde zum rastlos Vortragenden, verfasste auch Beiträge für den Rundfunk und führte dort Diskussionen. An der Biographie Bergstraessers wird der Wandel vom Nationalisten zum Pro-Europäer und Pro-Amerikaner aufgezeigt.

Nils Lange beschreibt in „Transatlantischer Liberalkonservatismus: Ernst Cramer und Matthias Walden im Verlag Axel Springer“ zwei führende liberal-konservative und pro-amerikanisch orientierte Journalisten. Ernst Cramer (1913–2010) war Jude. Er konnte 1939 in die USA emigrieren. Eltern und Bruder wurden Opfer der Shoah. Cramer kehrte mit den amerikanischen Truppen nach Deutschland zurück. Er hielt es für seine Pflicht, sich in Deutschland am Wiederaufbau und an der liberaldemokratischen Umerziehung zu beteiligen. Cramer sprach nicht von Kollektivschuld, sondern von Kollektivlast. Walden, vierzehn Jahre jünger als Cramer, vertrat ganz dessen Positionen. Er war zunächst Journalist in der DDR, floh 1950 und erhielt eine Anstellung beim Rundfunk im amerikanischen Sektor (RIAS). 1967 wurde Walden durch Cramer fester Leitartikler bei der WELT. Man kann von einem Unterwanderungsversuch sprechen, wenn Armin Mohler, der als Schweizer in die SS eintreten wollte, und der rechtsstehende Hans Zehrer, die WELT zu ultrakonservativen Positionen führen wollten. Zehrer war 1965 und bis zu seinem Tod im Jahre 1966 Chefredakteur der WELT. Es gelang ihnen nicht, ihre neurechte autoritäre Gesellschaftsidee durchzusetzen. Mohler sah die Bundesrepublik von links her bedroht, Cramer auch von rechts her. Cramer und Walden, die nach dem rechtslastigen Zwischenspiel die WELT führten, riefen aufgrund ihrer pro-amerikanischen Haltung den Protest linksliberaler Strömungen und insbe-

sondere der „1968er“ hervor. Walden kann geradezu als bête noire der Studentenbewegung bezeichnet werden.

Cramers und Waldens Re-education-Konzept bezog sich nicht allein auf die Deutschen in der frühen Nachkriegszeit, sondern auch auf die Staatsablehnung als geistige Strömung der 1960er und 1970er Jahre. Sie begegneten dieser Strömung mit dem provokativen Bild vom „letzten Menschen“ aus Nietzsches „Also sprach Zarathustra“:

Seht! Ich zeige euch den letzten Menschen.

„Was ist Liebe? Was ist Schöpfung? Was ist Sehnsucht? Was ist Stern?“ – so fragt der letzte Mensch und blinzelt.

Die Erde ist dann klein geworden, und auf ihr

hüpft der letzte Mensch, der Alles klein macht. Sein Geschlecht ist unaustilgbar, wie der Erdfloh; der letzte Mensch lebt am längsten.

„Wir haben das Glück erfunden“ – sagen die letzten Menschen und blinzeln.

Berlin im August 2022

Julien Reitzenstein / Dirk Rupnow / Bernd-A. Rusinek

